

Montserrat

Meeresgifte, Vulkanausbrüche, Geisterstädte und Gewitter

Eine sonnige Überfahrt von Antigua nach Montserrat war`s, sogar beim Angeln ein Erfolg: ein plötzlicher Ruck an der Schleppleine, die Schnur läuft aus, der Griff danach wird mit kleinen Brandblasen an der Innenseite der Finger quitiert; der Fisch ist kräftig und kämpft, manchmal denken wir, dass



die Leine reißen wird, doch nach zehn Minuten wird die Gegenwehr schwächer.

Als wir ihn an Bord haben ziehen wir betretene Gesichter, denn es ist ein kräftiger, fast einen Meter langer Barrakuda mit dolchartig spitzten Zähnen.



Und diese Raubfische, wie auch andere Räuber sollte man in dieser Gegend

nicht verzehren wenn sie schon größer und älter sind, denn sie stehen am Ende der Nahrungskette im Meer und reichern u.a. auch Toxine im Fleisch an. Hier geht es um das Toxin CIGUATERA, das von einer mikroskopisch kleinen Alge(Gambierdiscus Toxicus), stammt, die besonders auf beschädigten und aufgebrochenen Riffen lebt. Zwischen Martinique und den Virgin Island soll dieses Toxin häufig vorkommen und die neurologischen und intestinalen Erkrankungen sind nicht nur unangenehm sondern auch gefährlich, manchmal tödlich; sie können dauerhafte Schäden hinterlassen. Das Gift selber ist thermostabil und baut sich biologisch nur sehr langsam ab. Also müssen wir den gefangenen Fisch wieder dem Meer übergeben... Während des Fanges haben wir uns Montserrat genähert. Aus der Entfernung sind die Berge zu sehen, eine Wolkendecke umhüllt die Gipfel. Wir umsegeln



das Südkap. Lange, wie Gletscher erscheinende Landzungen, bräunlich-grau, manchmal schwärzlich, ziehen sich vom südlichen Berg, dem Galway



Vulkan hin zum Meer; Lava, Asche und pyroklastische Ströme hatten hier

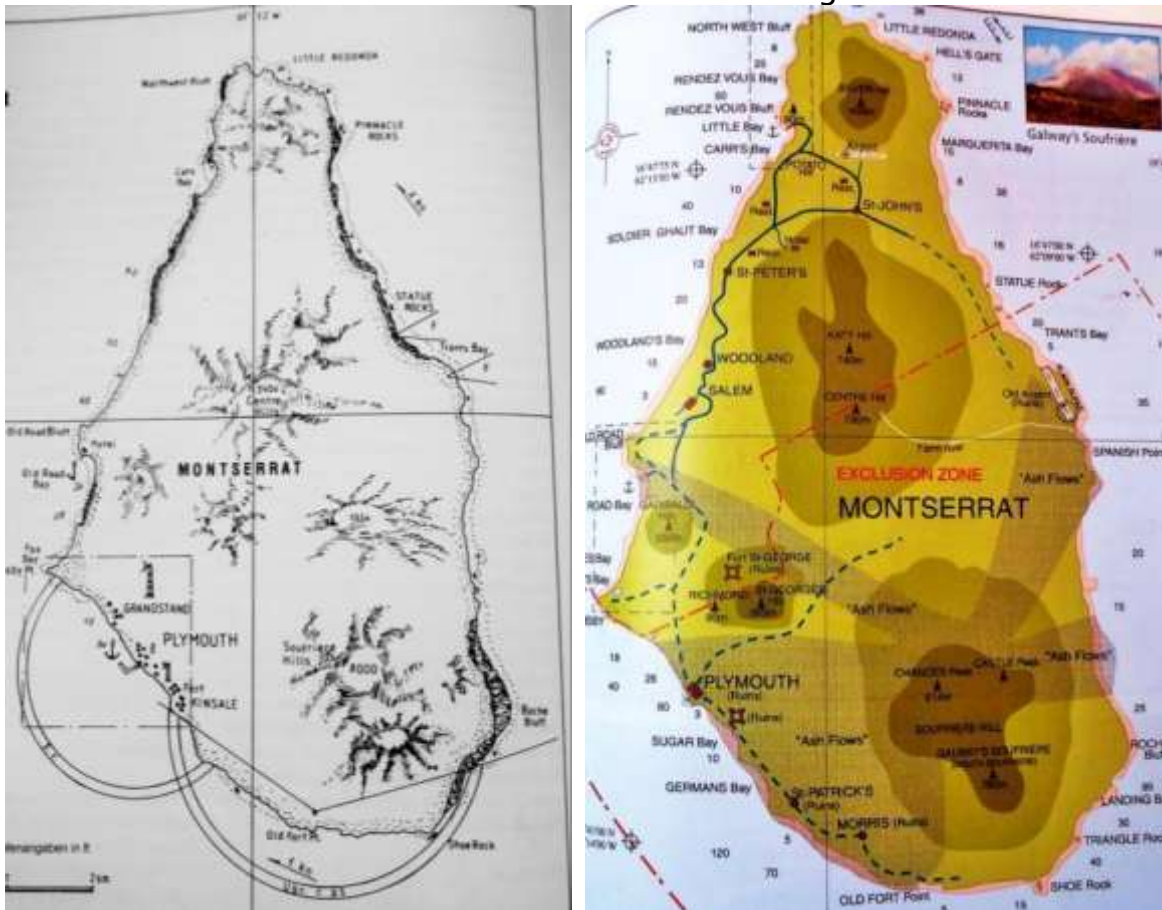
zwischen 1996 und 2011 mit zahlreichen Ausbrüchen Landwirtschaft, Wälder, Dörfer, Städte insbesondere in den fruchtbaren, besiedelten Tälern aus denen der Wohlstand der Insel entstammte, unter sich begraben.



An der teilweise verschütteten Hauptstadt Plymouth segeln wir vorbei um im Nordwesten der Insel, in der Little Bay, vor Anker zu gehen. Hier ist nicht viel los, obwohl dieser „Hafen“ – außer einem kleinen Airstrip – die einzige Verbindung zur Außenwelt darstellt. Ein kleiner Fähranleger (dreimal die Woche kommt die Fähre), ein Zollgebäude, ein paar Baracken, und zwei Metallkontainer, in denen die Immigration haust, so sie denn im Dienst ist. Wir klarieren beim Zoll ein, auf die Immigration sollten wir nur warten wenn wir unbedingt einen Stempel im Pass haben wollten, erzählen uns die Zollbeamten.



Links die Karte von 1992 aus dem nautischen Reiseführer von Bernhard Bartholmes, das Leben konzentrierte sich auf die Hauptstadt und den fruchtbaren Süden. Rechts die Karte aus dem Cruising Guide von Jacques Patuelli aus 2007 auf der die Lava und Ascheströme gut erkennbar sind.



Ein Einheimischer mit einem Sammeltaxi bietet uns eine Inselrundtour für 75 US\$ an, ganz preiswert sagt er, die Regierung, flüstert er hinter vorgehaltener Hand, sage er müsse 100US\$ verlangen, das sei der Standardpreis... nun denn wir werden wohl auf eigene Faust losziehen.

Der Anker sitzt gut im Grund; die Moskitos und die nächtlich, ohrenfüllende Musik aus einer der Baracken an Land und das triste Ambiente der Kaianlage lassen uns am frühen Morgen wieder Anker aufgehen. Für die nächsten drei Nächte bleiben wir am Rande des Sperrgebietes in der Fox Bay. Ein langer



grau-schwarzer feiner Strand, farbige Felsen an den Klippen und verlassene Villen in den Hügeln, eine einsame Gegend, über die sich der all-dominierende Galway- Vulkan erhebt, Schwefeldampf und Asche speiend, derzeit aktiv aber nicht bedrohlich.

Landgang. Die Anlandung mit dem Dingi führt fast zur Kenterung; die kleinen Brecher an dem steilen dunklen Sandstrand sind schneller als wir.



Klitschnass beginnen wir unsere Wanderung. Zunächst einen Geröllsteilhang hinauf und danach durch Dornengebüsche, die seit der Evakuierung 1996 gewachsen sind, bis wir eine verfallene, teilweise überwucherte Asphaltstraße finden auf der wir ohne Kratzer vorankommen. Allenthalben im Gebüsch stehen Villen, einigen wenigen sieht man an, dass die Eigner sich noch kümmern und die Dächer in Schuss halten. Bei den meisten sind diese aber schon beschädigt, Farne wachsen im Schlafzimmer, durch offene Türen



oder Fenster drängt sich die Natur mit Vulkanasche, Schlamm und Gräsern und die Wohnräume, die teilweise geplündert wirken.

Andere Villen – alle übrigens mit Gärten, deren Schönheit noch erahnbar ist sowie einem phantastischen Blick aus das Meer – sind noch recht unberührt,





sogar das Mobiliar sieht aus als brauche man es nur von der Asche befreien um an das frühere Leben anzuknüpfen; Aufräumen, den Pool reinigen,



und wäre da nicht das Ambiente einer Totenstadt, man könnte sich hier sicherlich wohl fühlen.

Auf unserer Wanderung begegnen wir nur in einem Haus Arbeitern, die damit beschäftigt sind das Dach zu reparieren und den Garten von Gehölz zu

befreien. Die Eigner haben noch Hoffnung, dass sie ihr Haus später wieder nutzen dürfen.



Die beiden lachen gerne und erzählen aus den letzten Jahren, wie Einbrecher in aller Seelenruhe Monate nach der Evakuierung mit einem Presslufthammer und einer Woche Zeit den Tresor der ebenfalls evakuierten und nicht bewachten Bank geknackt hätten. Party gab`s danach und das viele Geld wurde mit vollen Händen ausgegeben! Toll war`s! Doch dann wollten die fleißigen Presslufthammerbetreiber den Rest der 2 Mio. EC\$ auf eine Bank bringen. Pech gehabt, denn die Scheine waren Teil einer druckfrischen Serie, die von Antigua nach Montserrat geschickt worden war. Und es bedurfte nur einer Ungültigkeit- Erklärung der Zentralbank für die entsprechende Serie um nach der Evakuierung das Geld zu entwerten. Solange das Geld im beglückten Volk frei zirkulierte hatte davon keiner was mitbekommen...

Auch der wundersame Anstieg der Wohnqualität in den bescheidenen Hütten außerhalb des evakuierten Gebietes wird mit viel Gelächter und Sympathie beschrieben, nur die blöden, die es übertrieben und mit großen Booten, vollgepackt mit Möbeln, Kühlschränken, Hausrat dann in der Fox Bay erwischt wurden, werden mit verständnisvoller Häme überzogen.

Ein kleines Feuer im Garten, abgedeckt mit etwas Gras, qualmt und wird unter prustendem Gelächter als neuer Vulkanausbruch bezeichnet.



Heute steht ein gewaltiges Tiefdruckgebiet über dem Nordatlantik, es beschert uns für die nächsten Tage auf Montserrat warmen Südwind mit Gewitterneigung und viel Regen, der uns in dicken, dicht fallenden Tropfen durchnässt.



Die Nacht ist wunderbar ruhig, kein Lärm, keine Lichter, Regen und wenig Wind, das ist schade, denn so müssen wir doch den Motor laufen lassen um die Batterien zu laden, was normalerweise Sonne und Wind gemeinsam



leisten können; die Energie des Vulkans könne wir ja nicht anzapfen. Wir segeln am nächsten Tag zum Anker direkt vor die ehemalige Hauptstadt Plymouth. Die Brandung ist wieder recht stark, also packen wir unsere Klamotten in den wasserdichten Rucksack, ziehen das Dingi den schwarzen



Strand hoch und kleiden uns dann zum Stadtbesuch an, eine pietätvolle Geste an die Stadt, denn dort leben keine Menschen mehr. Tiefe Spuren im

Sand entpuppen sich als Hufspuren verwilderter Rinder, ein kräftiger Bulle, Tonnen gebündelter Energie, ist so freundlich vor unserem ungewohnten Anblick zu fliehen, sicherlich nicht für den Stierkampf geeignet, denn mein rotes T-Shirt schien ihn eher abzuschrecken.

Der Stadtkern von Plymouth ist völlig zerstört, überdeckt von vulkanischen Lawinen, nur wenige Gebäude haben standgehalten, wobei nur noch das obere Stockwerk aus der Asche und dem Geröll herauschaut.



Anders an den nördlichen und südlichen Stadträndern, die etwas höher gelegen sind. Durch den niedergehenden Asche- und Steinregen sind zwar viele Dächer beschädigt, doch die Gebäude stehen noch.



Die St. Patrick Kirche im Norden, alles Gestühl noch am Platz, die Orgel nur durch Witterung dem Zerfall anheim gegeben, das Kirchenschiff seltsam licht durch die Schäden im Dach,



im Kirchhof bunte Blumen, Bäume und Ranken.



Neben der Kirche eine Buchhandlung und ein Kosmetiksalon,



sowie eine Wäschereinigung, alle Maschinen sind noch am Ort. Niemand hat bei der Evakuierung die Maschinen abmontiert und für die nachträgliche Plünderung durch Privathaushalte sind die Geräte zu groß.



Bis zu dreißig cm liegt die Vulkanasche in den Räumen, dringt in alle Ritzen und auch wir sind schnell davon bedeckt.

Im Stadtzentrum, das in einem Tal lag, sind nur wenige Gebäude erhalten.



Die Strandpromenade, die karibischen eingeschossigen Holzhäuser mit ihren schmiedeeisernen Balkonen sind hinweggefegt, ebenso wie die Bars in denen

die verantwortlichen Politiker und Wirtschaftsführer der Insel sich aus Ratlosigkeit, Unsicherheit und Angst immer häufiger besoffen hatten, je länger die Ungewissheit bestand, ob denn nun der Vulkan wirklich die Stadt vernichten würde. Eine andere Reaktion auf die lange anhaltende Ungewiss war die Flucht in Gebete, die Presse klagte im September 1995, dass Saufen und Beten mehr Zeit Raum forderten als Planen und Handeln.

Die Räumung der Stadt wurde in Etappen vorgenommen, bzw. viele Menschen hatten schon vor der endgültigen Evakuierung die Stadt - und auch die Insel- verlassen. Manche Familien offensichtlich in der Absicht bald



zurück zu kehren, in den Schränken hängen noch ordentlich Kleidungsstücke auf Bügeln, der Kaffeautomat ist dienstbereit, das Mobiliar an Ort und Stelle. Andere Häuser sind leergeräumt, wie bei einem Umzug, besenrein! wenn nicht die alles überziehende Asche wäre.

Eigenartig ist der Gegensatz zwischen der monumentalen Zerstörung, der Macht der Asche und der Lavamassen, die so eindeutig jedes menschliche Leben, jedes Gebäude hinwegfegten und den noch fast intakten Häusern, den Heimen der Menschen, direkt am Rande der Zerstörungszonen. Ruinen der Antike, Pompei, oder auch alte Schiffwracks faszinieren durch alte Formen, durch die anknüpfende Phantasie wie die Menschen darin und damit einst gelebt, geliebt, gearbeitet hatten. Doch hier begegnet uns etwas anderes,

etwas sehr vertrautes, es sind die eigenen Lebensbilder, die hier zerrissen, mit Asche überdeckt sind; ein Gruseln, das nicht mehr als wohliger Schauer das Gemüt durch zieht, stellt sich ein, eine Ahnung der Angst die im Jahre 1995 die Menschen hier bedrängte hängt greifbar in der Luft. Das Übergewaltige, das Monumentale berührt uns nicht so sehr, es ist nichts, was dem eigenem Empfinden nahe kommt. Doch all die kleinen Dinge in den Häusern, eine Zeitung, ein Kassettenrecorder, Wäsche im Schrank, ein Kochbuch, etwas Geschirr, am Boden zerbrochen oder auch heil und ordentlich im Regal, alles unter einer Aschenschicht! dies sind die Berührungen die uns direkt erreichen.

Häuser, die auf Anhöhen stehen, wurden meist verschont, so auch das Gouverneurshaus, geziert von zahlreichen Giebeln und umlaufenden Balkonen sowie den eisernen Kanonen im Garten, die die Hafenanlagen sicherten. Errichtet wurde dieses auffällige Gebäude 1908 am Südufer des Flusses Ghaut, der den Vorort Emerald vom Stadtkern trennte.

Dieses historische Gebäude war ein Wahrzeichen der Hauptstadt Plymouth, sogar auf den 20\$ Banknoten ist es abgebildet.



v



Wunderschön gelegen mit Blick auf die See, die Stadt, den Fluss und den Berg konnte der Gopuverneur von hier aus sein Reich überblicken.



Doch heute bringt der Blick von der Terrasse im oberen Stockwerk auf die Stadt den schaurigen Ausblick über den vernichteten Stadtkern und die unbewohnbaren, verwüsteten Hänge des Berges.



Vulkanische Wüste wo vor 17 Jahren noch eine blühende Stadt stand, die auf dem besten Weg war ein Tourismusmagnet der Karibik zu werden. Jetzt im Jahre 2012, gelten über 50% der Fläche von Montserrat noch als unbesiedelbar.

Nach dem letzten Vulkanausbruch 2011 sind die ersten zaghaften Pionierpflanzen im Geröll in der Asche zu finden, genügsame Farne beginnen



an geschützten Plätzen mit der Wiederbelebung der toten Landschaft.

Montserrat hatte eine medizinische Universität auf einem Hügelrücken am Hang des Vulkanes gelegen. Die Studenten der Universität waren in den Sommerferien 1995 zu Hause, das Herbstsemester wurde nach St. Martin verlegt. Die Leitung der Universität begründete diesen Entschluss damit, dass die Universität direkt unter dem Vulkan liege und der Studienbetrieb durch die Schwefelgase sehr beeinträchtigt würde. Dieses Verhalten wurde damals scharf gerügt, eine so wichtige Institution auszulagern bevor die Ernsthaftigkeit der Situation eine Evakuierung erforderlich macht, würde die sowieso schon geschädigte Ökonomie der Insel weiter mindern.



Dennoch zeigte der weitere Verlauf, dass diese Entscheidung richtig war, denn obwohl die Lavamassen den Campus nicht berührt haben, sind dennoch durch das Bombardement der herab prasselnden Gesteins und -Aschemassen die Dächer und weite Gebäudeteile zerstört worden.

Im Hauptgebäude sind noch Lehrbücher auf den Tischen, Büromaterialien,





große Karteischränke mit Studentendaten, PCs mit Floppy Discs zu sehen.
aAuch hier ein Aufbruch dessen Hinterlassenschaften weniger der Eile sondern mehr der Hoffnung nach Beruhigung der Situation wieder zurück kommen zu können geschuldet sind.



Die Hafenanlagen wurden, bis auf eine Pier, fast vollständig zerstört, ebenso die Silos und Tankanlagen; rund um die Pier nur Geröll und Asche. Umso prächtiger fällt ein Festmacherpoller auf, in Gelb strahlend, daneben ein gestrandeter Baum, gebleicht von der Sonne, geschwärzt vom dunklen Vulkansand..



Details fallen ins Auge. So z.B. die weitgehend durch den Vulkan und die Witterung zerfallene Vorderachse eines Autos, ein durchgekohltes Holzbrett das auf einen glühenden Stein gefallen war.



Einzelheiten, die von den vielen Ereignissen zeugen die seit 1995 diese Stadt zerstörten und das Zerstörte wieder und wieder mit Asche, Glut, Schlammlawinen und auch Hurrikans überzogen.

Wir wandern am Strand zurück zum Ankerplatz der Twiga, der am nördlichen Stadtrand liegt, dort wo die Wohnhäuser aus Anhöhen gelegen noch intakt erscheinen, lediglich evakuiert, weil sie zu nahe am Gefahrenbereich liegen.



Eine Wanderung zurück in das Heile, in die geordnete Normalität.

Anker auf und retour zur Fox Bay, dort liegen wir geschützt, und außerdem ist es eh -wahrscheinlich aus Haftungsgründen - verboten vor Plymouth zu ankern.

Donnergrollen anderntags, eine Gewitterfront beschert uns fast den ganzen Tag Regen, das Grollen klingt bedrohlich, doch der Wind bleibt schwach und der Vulkan ruhig, Zeit zum Schreiben, Bilder bearbeiten, Zeit mit einer Dusche im Regen die Asche aus den Haaren zu spülen,



das Spiel der dunklen Wolken zu verfolgen



und in einer Regenpause die Farbenpracht des Steilufers zu bewundern.

